



F – BURKHARD MAUS

KLAUS HONNEF SO GESEHEN

Vor vierzig Jahren sprach der Fototheoretiker und Kurator Klaus Honnef erstmals von der „Autorenfotografie“. Anlässlich seines 80. Geburtstags fragte PHOTO PRESSE-Autor Damian Zimmermann ihn jetzt, was sich hinter diesem Begriff verbirgt – und stellte fest, dass Honnef fast immer missverstanden wurde.

T – Damian Zimmermann

Herr Honnef, ich muss gestehen, dass der Begriff „Autorenfotografie“ für mich immer ein wenig fremd geblieben ist. Liegt es möglicherweise daran, dass der Begriff heute nicht mehr so eine Relevanz hat? Oder dass die Autorenfotografie von jedem anders verstanden und interpretiert wird und der Begriff am Ende seltsam unscharf bleibt?

Klaus Honnef: Ein Teil der Antwort liegt in der Rezeption des Begriffes, da haben Sie völlig recht. Er war von mir geprägt nach Vorbild der französischen und amerikanischen Autorenfilmtheorie.

In einem Film sind jedoch viel mehr Leute involviert als in einer Fotografie. Insofern kann ich den Begriff „Autorenfilm“, bei dem der Regisseur ja maßgeblichen Einfluss auch auf Schnitt, Ton, Licht, Drehbuch und Kamera hat, nachvollziehen. In der Fotografie ist es hingegen fast ausschließlich eine Person, die das Foto macht – worin unterscheiden sich dann Reportagefotografen von Werbe-, Akt- oder Landschaftsfotografen?

KH: Im Prinzip überhaupt nicht. Und damit komme ich zur Rezeption. Der Begriff war eher auf Berufsfotografen, welcher Herkunft auch immer, gemünzt. Viele Künstler und Kunstfotografen haben ihn dann für sich okkupiert. Für die war er aber überhaupt nicht gedacht. Nun kommt historisch eine Koinzidenz hinzu: Als ich den Begriff lancierte, etablierten sich gerade die Anfänge der künstlerischen Fotografie. Und weil sich Künstler ohnehin für Autoren halten, haben sie ihn für sich verwendet. Heute ist dieser Begriff mehr oder weniger auf die künstlerische Fotografie übergegangen. Tatsächlich war er für ganz anderes gedacht.

Und um auf Ihre Bemerkung zurückzukommen: Beim Film ist eine Autorenschaft – und damit eine eigene Sicht zu dokumentieren – eben viel schwieriger als in der Fotografie. Der Schlüsselbegriff ist dabei die eigene „Sicht“, wenn also in der Summe eines ganzen Werkes bestimmte Charakteristika immer wieder auftauchen, die unabhängig sind von dem, was man da filmt oder fotografiert. Es werden also bestimmte Muster erkennbar und identifizierbar, die darauf hinweisen, dass da ein Mensch tätig war, der seine ganz eigene Einstellung zur Realität – oder zum Sichtbaren, um es neutral zu sagen – gehabt hat.

„Sicht“ ließe sich vielleicht mit „Haltung“ gleichsetzen, also dass man als Künstler und Mensch eine bestimmte Haltung mitbringt. Aber kann man überhaupt fotografieren, ohne eine Haltung zu haben? Und wäre dann umgekehrt nicht jedes Foto auch Autorenfotografie?

KH: Natürlich kann man auch ohne Haltung fotografieren. Die Vorstellung vom Künstler als Alleinherrscher über seine Produkte ist vergleichbar neu. Sie kommt aus der Betrachtung des Künstlergenies, die in der Renaissance geboren wurde, aber erst im 19. Jahrhundert wirklich zum Tragen kam. Und auch das war meist eine Frage der Rezeption und dass dieser Begriff des Genies vielen Künstlern übergestülpt wurde. Wenn Sie als professioneller

Fotograf Aufträge fotografieren müssen – also heute Rosen, morgen Kriege und übermorgen Autos auf einer Messe –, können Sie exzellente Produkte liefern, aber eine Haltung müssen Sie dafür nicht haben. Es braucht nur eine ganz professionelle Einstellung.

Als ich jung war, galt Alfred Hitchcock als Unterhaltungsregisseur, der reißerische Filme und Krimis machte. Das war aber völlig falsch, denn dieser Mann hatte eine ganz bestimmte Vorstellung von Realität, in die Ängste, Sehnsüchte, Enttäuschungen und alles Mögliche einfließen und immer wieder in seinen Filmen auftauchen. Das haben erst relativ spät die Franzosen Claude Chabrol und Éric Rohmer mit ihrem Buch über Hitchcock verstanden. Sie haben sich seine Filme immer wieder angeschaut und Muster erkannt. Eine Schwäche kam ihnen sehr entgegen: Sie sprachen kein Englisch. (lacht) Sie konnten sich die Inhalte nur aus den Bildern und natürlich dem Ton und der Musik erschließen. So kamen sie darauf, dass bestimmte Kameraeinstellungen, Gegenschnitte und Farben immer wieder auftauchen. Genauso war es bei John Ford.

Lässt sich der Begriff „Autorenfotografie“ wissenschaftlich untermauern?

KH: Ja, ich glaube sogar, dass ich die „Autorenfotografie“ heute viel mehr wissenschaftlich untermauern kann als früher, als ich den Begriff erfand, denn er ist aufgehoben, erweitert und begründet in dem Begriff „Habitus“ des Soziologen und Sozialphilosophen Pierre Bourdieu. Mit Habitus meint er ein Ensemble von

Einstellungen, Haltungen, Erlerntem und Erfahrenem, das die Prinzipien für unsere Wahrnehmungen, für unsere Entscheidungen, unser Urteil und unser Handeln nicht nur enthält, sondern sie regiert oder bestimmt. Das ist bei jedem Menschen anders.

Und diesen Habitus bringen bedeutende Künstlerinnen und Künstler fühlbar und sichtbar in ihren Werken zum Ausdruck. Ich rede bislang nur von kommerziell arbeitenden Leuten wie Helmut Newton. Wenn man zwanzig seiner Fotos gesehen hat, wird man jedes weitere wiedererkennen. Bei Robert Frank, der nicht kommerziell gearbeitet hat, ist es ähnlich. Walker Evans macht es einem schwerer, aber wenn man sein Werk intensiv kennt, dann kann man auch seine U-Bahn-Fotos erkennen.

In der Fotografie ist es per se schwerer, eine eigene Handschrift zu entwickeln, als in der Malerei ...

KH: Weil es in der Fotografie keine Handschrift gibt. Die Kunstkritik bedient sich eines Instrumentariums, das sich noch immer an der Malerei orientiert – und das deshalb in einer unglaublichen Diskrepanz steht zu den neueren technischen und elektronischen Künsten.

Aber es gibt Fotografen, die man wiedererkennt.

KH: Natürlich.

Bei der Vorbereitung auf dieses Interview habe ich zahlreiche Definitionen des Autorenbegriffs gefunden. Unter anderem heißt

es, dass Autorenfotografien immer freie Arbeiten seien.

KH: Nein, das bestreite ich.

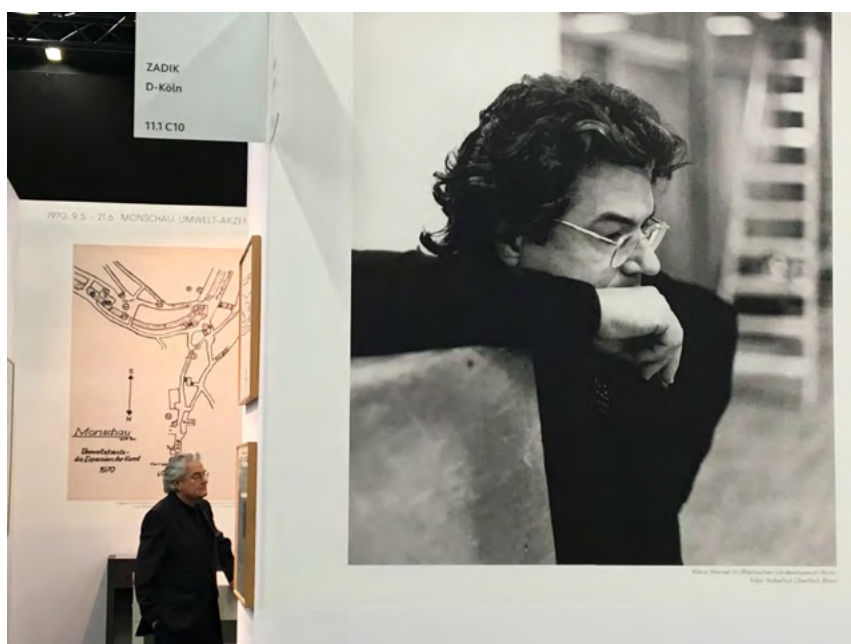
Diese Definition wird Ihnen aber zugeschrieben. Sie haben das nie gesagt?

KH: Nein, im Gegenteil. Es läuft da eine Menge zusammen und durcheinander. Diese nicht-kommerzielle Haltung, diese sogenannte „freie Fotografie“ ist eine Erfindung von Alfred Stieglitz. Er hatte immer die Ambition, Künstler zu sein, und hat sich auch so verstanden. Wie oft machen Künstler aus einem Mangel eine Tugend? Der Mangel bestand darin, dass viele der Avantgarde-Künstler Mitte des 19. Jahrhunderts arm wie Kirchenmäuse waren. Sie haben dann Erfolglosigkeit zu einem Markenzeichen gemacht – und das war das Unkommerzielle. Aber Kunst war immer kommerziell, und wenn ich sehe, dass sich die heutige hochkommerzielle Galeriekunst als „freie Kunst“ bezeichnet, setze ich da gleich ein paar Fragezeichen dahinter. Die hat mit meiner Vorstellung von Autorenfotografie aber überhaupt nichts zu tun. Ein armer Fotograf kann genauso gut ein Autorenfotograf sein wie einer, der Geld scheffelt.

Sie haben eben Helmut Newton erwähnt. Ihn hätte ich nach meiner bisherigen Auffassung nicht als Autorenfotografen bezeichnet.

KH: Für mich ist Newton ein reiner Autorenfotograf.

Zwei andere Begriffe, die immer wieder im Zusammenhang mit der



F - SABINE WEICHEL

Klaus Honnef am Stand des ZADIK, Art Cologne, April 2019



F. - SABINE WEICHEL

Impression vom Stand des ZADIK, Art Cologne, April 2019. Auf dem Foto unten rechts ist Klaus Honnef mit Gerhard Richter (2. von links) und Helmut Newton (rechts) zu sehen.



Klaus Honnefs Lebensleistung ist in seinem 2012 dem Zentralarchiv für Deutsche und Internationale Kunstmarktforschung (ZADIK) übergebenen Archiv dokumentiert und in der im April 2019 erschienenen Publikation „Sediment Nr. 30 / Klaus Honnef: Von der Konzeptkunst zur Fotografie“ zusammengefasst. 242 Seiten, arthistoricum.net · Fachinformationsdienst Kunst, 36,90 Euro

Autorenfotografie auftauchen, sind „dokumentarisch“ und „humanistisch“. Beide würde ich jetzt aber auch nicht mehr damit in Verbindung bringen.

KH: Diese Verbindung habe ich auch nie hergestellt. Wenn Sie so wollen, kommt für mich das Reinste der Autorenfotografie in der Modefotografie zum Ausdruck. Da können Sie ja schalten und walten, wie Sie wollen – zumindest die großen, die unabhängig sind und die nicht nach Vorgaben der Art-Direktoren arbeiten müssen. Also zum Beispiel eben Helmut Newton, Peter Lindbergh oder David LaChapelle.

Roger Ballen, Sarah Moon und Martin Parr wären dann ebenfalls Autorenfotografen, denn deren Fotos erkennt man sofort.

KH: Natürlich.

Ihre Definition der Autorenfotografie ist, das muss ich sagen, viel weiter weg von dem, was die Allgemeinheit darunter versteht und wie sie den Begriff nutzt. Das hatte ich nicht erwartet. Die Doktorandin Agneta Jilek von der Universität Leipzig schreibt beispielsweise: „Autorenfotografie ist nach Honnef eine seriell angelegte, dokumentarische Fotografie, die nicht an den Zweck einer Vermarktung gebunden ist und keinen Auftraggeber hat.“

KH: Nein. Ich kann nachweisen, dass ich das nie geschrieben habe. Das Serielle ist zwangsläufig eine Frage der Autoren-

fotografie – und zwar aus einem einfachen Grund: Wie wollen Sie Standards im Ausdruck und in der Vorstellung eines Fotografen in nur einem einzigen Bild erkennen? Das geht nun einmal nicht, dafür brauchen Sie viele Fotos. Aber die Fotos müssen nicht als Serie konzipiert oder angelegt sein – ich kann auch ein Autorenfotograf sein, wenn ich immer nur in Einzelbildern arbeite.

Und Autorenfotografie muss auch nicht erzählerisch sein, wie oft behauptet wird?

KH: Sie kann es sein, muss es aber nicht. Eugène Atget ist für mich einer der ersten großen Autorenfotografen, und er war nicht erzählerisch. Auch August Sander war nicht erzählerisch.

Ebenfalls sehr häufig behauptet wird, dass Autorenfotografie humanistisch sei.

KH: Also, ich kenne gar keine humanistische Fotografie. Auch das ist ein Begriff, der völlig abstrus ist und der immer wieder herumgeistert. Was ist eine humanistische Fotografie? Die kann es gar nicht mehr geben, weil es den Humanismus nicht mehr gibt. Der Humanismus ist eine bestimmte Spielart der Philosophie, die sehr relevant war im 15. bis 17. Jahrhundert.

Viele Magnum-Fotografen, vor allem aus der Gründungszeit, würden sich selbst der humanistischen Fotografie zuordnen ...

KH: Das ist ein fragwürdiger Begriff. Hier geht es vielmehr um eine empa-

thische Fotografie, die dem Menschen zugewandt ist.

„Empathische Fotografie“ wäre vielleicht tatsächlich der bessere Begriff. Vielleicht sollte man den auch mal neu einführen. Aber ist die Quintessenz unseres Gesprächs, dass Sie die vergangenen vierzig Jahre missverstanden wurden?

KH: Gemessen an dem, wie ich den Begriff verstanden habe, wurde ich völlig missverstanden. (lacht)

KLAUS HONNEF,

Jahrgang 1939, ist Kunstkritiker, Buchautor und emeritierter Professor für Theorie der Fotografie an der Kunsthochschule Kassel. In den Siebzigern gehörte er zum Kuratorenteam der Documenta 5 und 6 und verhalf der Fotografie in Deutschland zur künstlerischen Anerkennung. 1979 schuf er den viel verwendeten Begriff der „Autorenfotografie“. 2011 erhielt er den Kulturpreis der Deutschen Gesellschaft für Photographie (DGPh). Bis heute wirkt Honnef als freier Ausstellungsmacher und schreibt für Kunstforum International, Die Welt, Kunstzeitung und Eikon. Mit seiner Frau Gabriele Honnef-Harling, mit der er beruflich eng zusammenarbeitet, lebt er in Bonn.

klaushonnef.de